

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2014)
Heft: 3: Zu- und Auswanderer

Artikel: Wir, unser Land und unser Besitz : mit euch teilen? Sicher nicht
Autor: Ryser, Philipp / Kreis, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-842972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir, unser Land und unser Besitz

Mit euch teilen? Sicher nicht.

[ryp.] Die Schweizerinnen und Schweizer haben ein seltsames Verhältnis zu den hier lebenden Ausländern. Solange sie sich unterordnen, still und bescheiden jene Jobs ausführen, für die man keine Einheimischen findet, sind sie wohlgekommen. Wenn aber die Gefahr droht, dass Ausländer vom hiesigen Wohlstand profitieren und den Einheimischen den Besitz streitig machen könnten, werden Sicherheitsvorkehrungen ergriffen und zum Beispiel die Begrenzung der Zuwanderung beschlossen. Im Gespräch mit Prof. Dr. Georg Kreis fragte das Akzent Magazin nach dem Verhältnis von Schweizern zu Ausländern. «Das Geld, das in die Schweiz hineinfliesst», so erklärt er, «macht niemandem weh – die Ausländer offensichtlich schon.»

Es waren nicht immer 50,3% der Bevölkerung, welche fremdenfeindliche Initiativen unterstützten, aber doch immer – zumindest seit Bestehen des modernen Bundesstaats – eine beachtliche Zahl. Die Vorstellung, dass Zuwanderung ein Problem sein könnte, akzentuierte sich im 19. Jahrhundert. In dieser Zeit, als sich der Nationalstaat herausbildete und der moderne Bundesstaat entstand, wurde die Staatszugehörigkeit zu einem neuen identitätsstiftenden Merkmal. Die Migration, die damals im Zuge der Industrialisierung stattfand, wurde mit Argwohn betrachtet. Die zugewanderten Italiener und Deutschen schürten Ängste. Man sprach vom Verlust der bäuerischen Werte und einer drohenden Überfremdung. Auch die Zuwanderung und Niederlassung von Juden, versuchte man zu verhindern. Ein erstes Zeichen gegen diese Fremden gelang mit der Zustimmung zur Schächterverbots-Initiative 1893. Damals gab es auch Krawalle, bei denen italienische Arbeitsmigranten angegriffen wurden.

Ein Vierteljahrhundert später, um den Ersten Weltkrieg herum, wurde die Debatte härter geführt. Es erschienen zahlreiche Texte zu Ausländer- oder Fremdenfragen, obwohl die Anzahl der Ausländer zwischen 1910 und 1930 von 14,7% auf 8,7% sank. In der Zwischenkriegszeit kursierte die Angst vor neuen Krankheiten, welche durch Ausländer in die Schweiz hätten gebracht werden können. Ausländer galten ausserdem als «nicht assimilierbar». Während des 2. Weltkriegs wurde eine sehr restriktive Flüchtlingspolitik betrieben.

In den 1960er-Jahren wurde eine neue fremdenfeindliche Phase eingeläutet. Man befürchtete –

ähnlich wie heute –, dass die Schweiz wegen der «Überschwemmung mit Ausländern» ihre Identität verlieren würde. Auch weite Teile der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften teilten diese Meinung. 1961 wurde die «Nationale Aktion gegen die Überfremdung von Volk und Heimat» gegründet (die heutigen «Schweizer Demokraten»). Es war die Zeit, als der Ausländeranteil von 7,5% im Jahr 1956 auf 15% im Jahr 1967 stieg. Die Schwarzenbach-Initiative 1970 war ein neuer Höhepunkt im Rahmen des Überfremdungsdiskurses. James Schwarzenbach skizzierte das mythisch verklärte Bild einer vorindustriellen, ländlich-handwerklich geprägten, von Lärm und Gestank unversehrten Schweiz. Diese Schweiz sei durch das Grosskapital und die Grossindustrie zerstört und durch die Ausländer überfremdet worden, so erklärte er. Mit seiner Initiative wollte er die Zahl der Ausländerinnen und Ausländer in jedem Kanton – ausser in Genf – auf 10% senken, was die Ausweisung von 300'000 Menschen bedeutet hätte. Bei einer Stimmbeteiligung von 74% wurde diese Initiative am Ende mit 54% Nein-Stimmen abgelehnt.

Seit den 1980er-Jahren wurden verstärkt Asylfragen diskutiert. Dazu wurden in den Medien immer wieder die negativen Verhaltensweisen von einzelnen unangepassten Ausländern thematisiert. Die Rede war und ist von Schlägern, Rasern, Verbrechern, Dealern oder Sozialschmarotzern, um nur ein paar zu nennen. In der jüngsten Abstimmung ging es nun wieder um die Frage der Überfremdung der Schweiz – um die Gefahr, dass mit einem unkontrollierten Strom an Zuwanderern die Schweiz aus den Fugen geraten könnte. Überfüllte Züge, Strassen und überbezahlte Mieten seien die Folge. Schweizer würden verdrängt, müssten befürchten, ihren Arbeitsplatz zu verlieren und am Ende ins soziale Elend zu stürzen. Dass das Risiko, von einem solchen Schicksalsschlag getroffen zu werden, einerseits sehr klein ist und andererseits jeden und jede treffen kann – unabhängig von der Zahl der hier lebenden Ausländer –, geht offenbar genauso vergessen wie die Tatsache, dass Ausländerinnen und Ausländer zum Wohlstand und Erfolg unseres Landes beitragen.

Ein durchmisches Land

Heute ist die Schweiz ein sozial und kulturell stark durchmisches Land mit einem Ausländeranteil von etwas über 23%, wovon sehr viele in der Schweiz geboren, also so etwas wie «einheimische Ausländer»

der» oder «ausländische Einheimische» sind. Die überwiegende Mehrheit der Menschen, die in der Schweiz leben, hat den Schweizer Pass. Drei von vier sind Schweizerinnen oder Schweizer. Es sind dies Menschen wie Doris Leuthard, Christoph Blocher, Toni Brunner oder Natalie Rickli, aber auch Stanislas Wawrinka, Xherdan Shaqiri, die ehemalige Miss Schweiz Whitney Toyloy oder Tina Turner.

Es gibt Kantone, Gemeinden oder Stadtquartiere, in denen der Ausländeranteil höher als 50% ist – wie zum Beispiel in den Basler Quartieren Klybeck, Matthäus und Rosental – und es gibt solche, in denen er unter 10% liegt wie zum Beispiel im Entlebuch. Im Grossen und Ganzen funktioniert das Zusammenleben zwischen Menschen mit und solchen ohne Schweizer Pass problemlos. Man arbeitet miteinander, lernt sich in der Schule oder im öffentlichen Raum kennen und schätzen. Nicht selten werden gemischt-nationale Ehen geschlossen. So sind rund 10% aller Ehen in der Schweiz binational. Viele Schweizerinnen und Schweizer haben einen Migrati-

onshintergrund. Christoph Blochers Ururgrossvater beispielsweise kam aus Württemberg. Auch Gökhan Inler, der aktuelle Captain der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft hat seine Wurzeln nicht in der Schweiz. Seine Eltern sind türkische Einwanderer – und die Mutter von Roger Federer, dies nur nebenbei, stammt aus Südafrika.

Der Wirtschaftsmotor brummt auch dank der Arbeitstätigkeit vieler Ausländerinnen und Ausländer. Die Sportnation Schweiz feiert dank Kindern von Zugewanderten immer wieder beachtliche Erfolge, und nicht zuletzt dank Zugewanderten lassen sich die hiesigen Sozialwerke finanzieren. Dennoch fühlt sich ein beachtlicher Teil der Schweizerinnen und Schweizer unwohl beim Gedanken an die «Massen» der Zuwanderer, die unser Land «überschwemmen». Die Rede ist von etwa 80'000 Menschen, die pro Jahr in die Schweiz kommen.





Umzingelt von Fremden

In der Abstimmung vom 9. Februar 2014 entschied sich eine knappe Mehrheit der Schweizer Stimbevölkerung für die Begrenzung der Einwanderung. Das habe nichts mit Fremdenfeindlichkeit zu tun, meinte SVP-Nationalrat Christoph Blocher nach der Abstimmung gegenüber dem «Spiegel». Vielmehr gelte es, zu verhindern, dass bis in 50 Jahren der Ausländeranteil auf über 50% steige. In einem viel zitierten Interview mit der Basler Zeitung ergänzte er, dass es letztlich darum gehe, selbst bestimmen zu wollen, wie viele Menschen in die Schweiz wanderten. Wer für die Unabhängigkeit des Landes kämpfe, nehme diese Haltung ein und habe ein starkes Bewusstsein für die Schweiz.

Was nach den Debatten vor und vor allem nach der Abstimmung bleibt, sind viele Fragen. Wir haben uns deshalb mit dem Basler Historiker und langjährigen Präsidenten der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus, Prof. Dr. Georg Kreis, unterhalten und ihn gefragt, wie es denn nun sei – das Verhältnis der Schweizerinnen und Schweizer zu den Ausländerinnen und Ausländern. Zunächst aber die drängendste Frage, was, bitteschön, ist ein «richtiger» Schweizer?

Georg Kreis: Diese Frage ist, wenn ich das sagen darf, falsch gestellt, weil es «den» Schweizer nicht gibt. Man kann auf verschiedene Arten Schweizer sein. Man darf die Grundrechte nicht von der Staatsbürgerschaft oder der nationalen Zugehörigkeit abhängig machen. Man könnte neunmalklug sagen, wir machen einen Katalog. Es gibt die sogenannte Leitkultur – die es eigentlich nicht gibt – mit den harten Fakten. Jedoch: Macht es überhaupt einen Sinn, sich auf diese Fragen einzulassen?

Akzent Magazin: Ein grosses Gewicht hat sicher das Selbstverständnis, Teil eines Landes zu sein, das souverän und unabhängig auftritt.

Georg Kreis: Es geht nicht um Souveränität als solche. Es stellt sich die Frage, ob der Schweiz ein isolationistisches Souveränitätsverständnis mehr bringt als ein kooperatives. Indem man beispielsweise der EU beitrifft, gibt man die Souveränität nicht auf, sondern man teilt sie mit anderen. Doch diese Vorstellung passt nicht zur DNA des wilden Eigenbrötlers Wilhelm Tell. Insofern ist der Weg der Schweiz in eine EU wesentlich länger als der Weg von Dänemark oder Estland.

Akzent Magazin: Weshalb ist die Schweiz so stark auf Unabhängigkeit und Selbstbestimmung aus, dass Fremden – auch EU-Bürgern – zuerst einmal mit Skepsis begegnet wird?

Georg Kreis: Das ist so, weil sich der schweizerische Kleinstaat im 19. Jahrhundert wesentlich stärker als alle anderen Staaten in Abgrenzung zum Ausland definierte. Das Ausland wurde als eine negative Umwelt betrachtet. Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die Schweiz, ohne dass das gross gestört hätte, während 400 Jahren in grösster Abhängigkeit von Frankreich gelebt hat und anschliessend, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, in eine grosse Abhängigkeit von Deutschland geriet. Zu diesem Bild gehört es auch, dass man sagt: Wir müssen uns gegen aussen behaupten. So wurde neben der starken Verflochtenheit der kleinen Schweiz mit der Welt gleichzeitig eine Haltung der Abschottung rituell kultiviert.

Akzent Magazin: Die Zustimmung zur Masseneinwanderungsinitiative scheint – so betrachtet – bloss ein weiteres Kapitel in der Geschichte der Abschottung zu sein oder handelt es sich hierbei um einen neuen Höhepunkt in der seit rund 100 Jahren geführten Debatte über eine überfremdete Schweiz?

Georg Kreis: Es ist klar, dass es sich um einen neuen Höhepunkt handelt, aber auch um eine Weiterführung einer schon älteren Tradition. Auch ich gehöre zu jenen, die meinen, dass man die fremdenfeindliche Dimension in dieser Abstimmung unterstreichen soll, aber inzwischen wissen wir, dass der Abstimmungsgegenstand weniger fremdenfeindlich war als die Schwarzenbach-Initiative 1970. Ein grosser Teil jener, die Ja sagten, taten dies aus Überzeugung, etwas für den Umweltschutz und die Raumplanung zu tun. Allerdings darf nicht vergessen werden, dass es auch bei der Schwarzenbach-Initiative um die Frage der Betonierung der Schweiz ging. Die Mitglieder der Nationalen Aktion waren eigentlich die ersten Grünen der Schweiz in den 60er-, 70er-Jahren.

Akzent Magazin: Dann gehen sie davon aus, dass es am 9. Februar 2014 nicht in erster Linie um die Frage der Überfremdung der Schweiz ging?

Georg Kreis: Ich gehe davon aus, dass es nicht eine reine Einwanderungsfrage war, sondern dass viele auch aus einer Antiwachstumshaltung heraus der Initiative zugestimmt haben. Wenn man die Zuwan-

derung drosselt, drosselt man auch den Motor der Wirtschaft. Offenbar verfügen die meisten Schweizerinnen und Schweizer über genug Wohlstand, befürchten aber, etwas davon abgeben – ihn mit Zuwanderern teilen – zu müssen. Dieser Wohlstand erlaubt es, gegen weiteres Wachstum zu sein, weil man in etwa das hat, was man meint, nötig zu haben. Irgendjemand hat im Vorfeld gesagt: Die Hauptfrage bestehe darin, ob sich die Schweizer einen vierten Wagen leisten können oder nicht. Das ist jetzt übertrieben, aber in die Richtung geht es.

Akzent Magazin: Die Initiative lief aber unter dem Titel «Massen-Einwanderung». Da geht es doch offensichtlich um die Frage, wie wir Schweizer es mit den Fremden haben? Dieses Verhältnis scheint nicht unproblematisch zu sein. War das schon immer so?

Georg Kreis: Vor 1914 hatte die Fremdenfeindlichkeit punktuellen Charakter. Es gab die Italiener-Krawalle in Zürich, Bern oder Arbon, aber es gab keine fremdenfeindliche Ideologie. Dieser ideologische Überbau entstand erst nach dem Ersten Weltkrieg. Es war damals vor allem die Erschütterung des gesellschaftlichen Gefüges während des Ersten Weltkriegs, welche dazu geführt hatte, dass man sich mit seinen Landsleuten identifizieren und gegen Fremde abgrenzen wollte. Die Mittelständischen und die Bürgerlichen machten das Fremde für den Zerfall ihres Gemeinschaftsgefühls verantwortlich, das man als eine nationale Einheit darstellte – die Schweiz als grosse Familie. Das führte dazu, dass man in der Zwischenkriegszeit bei rückläufiger Ausländerzahl meinte, ein wachsendes Ausländerproblem zu haben, was ja eigentlich paradox ist. Parallel dazu gab es die Judenfeindlichkeit ohne beziehungsweise mit ganz wenigen Juden. Das zeigt deutlich, dass Ausländerfeindlichkeit nicht nur und nicht in erster Linie durch die Zahl der «Fremden» ausgelöst wird.

Akzent Magazin: Ein ähnliches Bild zeigt sich ja auch bei anderen Abstimmungsfragen, in denen «die Fremden» oder «das Fremde» thematisiert werden. In Gebieten mit vielen Ausländern – wie zum Beispiel in Basel – ist man eher ausländerfreundlicher.

Georg Kreis: Die Basler können sich durchaus als einen positiven Sonderfall verstehen, allerdings ohne den anderen abzusprechen, dass auch sie Sonderfälle sind. Die Welt ist bunt. Im übrigen gab und gibt es auch im urbanen Basel ein rechtsnationales Be-



völkerungssegment. So kam einer der beiden Nationalräte der Nationalen Aktion aus Basel (Walter Jäger, 1971–1975). Auch die SVP hat hier inzwischen einen beachtlichen Wähleranteil. Solche Kräfte gehören (leider) zur Normalausstattung von Gesellschaften. Es ist einfach die Frage: Wer und was hat Luft-
hoheit? Welches sind die Bilder, an denen sich die Mehrheit orientiert? Diese Ausrichtung hat dann bis zu einem gewissen Grad selbsterfüllende Wirkung. Basel ist eine trinationale Grenzstadt und ideologisch relativ offen gegenüber Grenzgängern.

Akzent Magazin: Hängt dies allenfalls auch mit der wirtschaftlichen Prosperität der Stadt zusammen?

Georg Kreis: Ich gehe davon aus, dass soziale Krisen Fremdenfeindlichkeit begünstigen. Die Fremdenfeindlichkeit wird ja oft in Konflikt- und Krisensituationen freigesetzt. Dann kommt die typische Gegenüberstellung: ich und der Andere – wir und die anderen! Man darf das aber nicht naturwissenschaftlich verstehen. Lange ging man ja auch davon aus, dass das gesellschaftliche Klima kippe, wenn es mal 15% oder 16% Ausländer habe. Das ist völlig falsch. Die 15% sind bloss ein Durchschnittswert, ein statistisches Abstraktum, das man nur auf dem Papier sieht. Man sieht Gegenden, in denen es 2% und Gegen-

den, in denen es 32% hat. Das Gleiche ist mit dem Elend. Man kann nicht sagen, ich kann jetzt fremdenfeindlich sein, weil ich einen Mietaufschlag oder eine Lohneinbusse habe hinnehmen müssen.

Akzent Magazin: Fremdenfeindliche und nationalistische Strömungen scheinen auch in anderen Ländern bei einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung Zustimmung zu finden. Erfolgreich sind solche Bewegungen in Russland, Ungarn, aber auch in den USA (Tea Party), in Frankreich (Front National) und in Österreich (FPÖ). Die Schweiz ist also kein Sonderfall?

Georg Kreis: Die Schweiz ist nicht speziell fremdenfeindlich oder rassistisch. Mir scheint es schon bedenklich genug, wenn sie es bereits im gewöhnlichen Ausmass ist. Das Problem ist, dass die Schweiz ein sehr idealisiertes Selbstbild hat. Der fremde Blick hat ja, historisch gesehen, erst die ideale Schweiz geschaffen – jenes Bild also, das wir im Laufe der Zeit übernommen haben. Inzwischen sind wir – darüber ärgere ich mich als Bürger und dafür schäme ich mich als Schweizer – zum Vorbild für die Rechtsnationalen Europas geworden. Diese sehen ihre Haltung durch die Schweiz bestätigt, wie sich dann in der Schweiz die eigenen Rechtsnationalen durch die externe Anerkennung bestätigt fühlen.

Georg Kreis

Akzent Magazin: Wie sieht dieses idealisierte Selbstbild aus?

Georg Kreis: Da spielt die Chiffre des «Humanitären» eine grosse Rolle. Das hat etwas mit dem Roten Kreuz zu tun. Natürlich gehören Demokratie und Rechtsstaatlichkeit dazu. Problematisch ist, dass man immer davon ausgeht, dass Menschenrechte Fragen seien, die nur im «Dschungel» eine Rolle spielten. Man übersieht, dass es auch in der Schweiz im durchschnittlichen Ausmass Menschenrechtsprobleme gibt. Da geht es nicht um Folter und die Todesstrafe, sondern um den Umgang zum Beispiel mit Verdingkindern, um Verwahrungen oder unseren Umgang mit «den Alten».

Akzent Magazin: Handkehrum hat das idealtypisch Schweizerische doch etwas mit Nähe, Gemeinschaft und Nachbarschaftshilfe zu tun?

Georg Kries: Bezogen auf die Nation ist das sicher so. In Bezug auf Sozial- und Arbeitsweltfragen wird hingegen etwas kultiviert, das man als Ego-Haltung bezeichnen kann. Die Schweiz hat lange das Ideal der Solidarität gepflegt, zwischen den Regionen, Tälern oder Kantonen. Der Gedanke der Solidarität spielte dann auch bei der Einführung des eidgenössischen AHV-Obligatoriums – also der Solidarität zwischen den Generationen – und bei der IV eine Rolle. Jetzt versucht man das zurückzufahren mit der Fokussierung auf Sozialschmarotzertum und Scheininvaliden. Auch ich bin jetzt gezwungen zu sagen, ja, solche Dinge gibt es, aber sie sind Kleinstphänomene, die eingesetzt werden, um eine ganze Sache infrage zu stellen. Das Gleiche gilt im Übrigen gegenüber Asylsuchenden und Fremden, wobei man sagen muss: Der Fremde ist ja nie recht: Entweder ist er zu schwach, und dann heisst es, er belastet unsere Gesellschaft, oder er ist zu stark, und dann stört die Übersichtung durch Fremde und die Deklassierung durch Expats.

Akzent Magazin: Also die alte Fremdenfeindlichkeit?

Georg Kries: Neu ist die neoliberale Ideologie hinzu gekommen: Wenn jeder für sich selber schaue, dann gehe es allen am besten. Individuelle wie gruppenspezifische Ego-Haltungen werden als Tugenden propagiert. Das erreicht ja interessanterweise den klassischen interkantonalen Finanzausgleich. Plötzlich



kann die Zürcher SVP gegen die faulen Berner antreten mit Inseraten. Da zeigt sich ein Grundwiderspruch zwischen der Gemeinschaftsfolklore und dem individuellen oder gruppenspezifischen Egoismus. Trotzdem gehen solche Dinge offenbar zusammen. Die SVP bedient sowohl Gemeinschaftsfolklore als auch Klasseninteressen. Mit der Zustimmung vom 9. Februar verbindet sich da und dort die Absicht, die Zuwanderer wieder abhängiger vom Arbeitgeber zu machen. Letztlich will man nur noch nützliche Arbeitskräfte ohne Familienanhang in die Schweiz holen. Das ist im übrigen auch ein arbeitspolitisches ein Signal für viele Inländer.

Akzent Magazin: Dem Image der Schweiz ist eine solche Haltung nicht besonders förderlich. Man bedient damit das Bild eines profitorientierten, egoistischen Kleinstaates; einer Insel der Glückseligen, die nicht bereit sind, ihren Wohlstand zu teilen?

Georg Kreis: Ich gehe davon aus, dass die Schweiz einerseits beneidet wird – und ich denke zu Recht, weil es uns alles in allem wirklich gut geht. Hier stellt sich dann die Frage: Weshalb ist das so? Ist es aus Eigenleistung oder weil Vermögen so leicht in der Schweiz geparkt werden können? Andererseits wird dieses Land auch gerne hämisch abgekanzelt. Die Einschätzungen oszillieren zwischen den Bildern des Musterknaben und Prügelknaben. Diese Stereotypen sind natürlich sehr grob und einseitig. Man kann nicht sagen, dass das Bild des Goldtresors falsch ist, aber es ist nicht das Einzige. Die Schweiz wird einerseits als internationaler Konferenzort gesehen und andererseits wie ein Offshore-Monaco verstanden. Doch was bedeutet es, eine Steueroase zu sein? Dass ringsum Wüste ist? Leider wird die Schweiz nicht einfach als ein normales Mitglied der Weltgemeinschaft wahrgenommen, in der es nicht nur Reichtum, sondern auch Armut, nicht nur Isolationismus, sondern auch Offenheit gegenüber Fremdem gibt.

Akzent Magazin: Herr Kreis, Danke für das Gespräch.